

# Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

№. 18

Donnerstag, den 22. Januar

1920

## Hans der Sieger.

Roman von Richard Stourronnet.

Erstes Kapitel.

„Na, dann wird dir eben nichts andres übrig bleiben, als den Rittergurt um den Hals zu legen und zu gehen, daß du die alte Hildegarde wieder in die Höhe wirtschaftest!“

Hans von Wakenitz nahm einen Schluck aus seinem Grogglas und schaute den dreibeinig vor ihm stehenden Freund mit einem müden Lächeln an.

„In die Höhe wirtschaften? ... Schön, aber womit? Mit meinen phänomenalen Kenntnissen im Rekrutendressieren oder dem höchsten Pferdedressieren, den man als Kavallerieoffizier haben muß? Oder mit Quinzejeux, Bolzertzen und ähnlichen schönen Dingen?“

„Ach Unfinn!“, unterbrach ihn der Guntramshäufener Jochen, „das lernt sich alles. Ich verlohne auch nicht viel von der Wirtschaft, als ich nach dem Tode meines guten Vaters qualifizierte und Guntramshäufen übernahm. Das Einzige, was ich mitbrachte, war ein Erbschaft vom Vater her: der sichere Blick beim Fohlenlaufen. Das andre hab' ich dann so nach und nach mit selbst beigebracht. Für unsern Herrn, der auf dem Lande aufgewachsen ist, ist das kein Kunststück, nur eins muß ich allerdings sagen: ich ging mit Lust und Liebe heran und war sehr fleißig.“

„Und gerade daran fehlst du bei mir leider Gottes!“, erwiderte Hans Wakenitz mit einem leichten Seufzer. „Also noch einmal: verkaufen und mit den paar hundert Talern, die übrig bleiben, dann drüber geben, Kellner werden oder Breiter oder in dem neuen Goldland da oben nach Schätzen huddeln — das ist das Einzige, was mir übrig bleibt!“

„Na und — heiraten?“

„Da fann ich dir nichts andres antworten, als warum heiratest du nicht?“

„Ich? ... Na, erstens, weil ich es nicht nötig habe!“, erwiderte Jochen mit einem gütig verlegenen Lächeln, „und zweitens, sich mich mal an! Meinest du, daß ein Mädel, das Augen im Kopfe hat, sich in ein solches Ungetüm, wie ich bin, verliehen könnte? ... Zweihundertachtzig Pfund Schlachtgewicht, einen Koffel im Gesicht und kein Haar mehr auf dem Kopfe? ... Wenn ich dich dagegen ansehe, ein Kerl, gewachsen wie ein Licht, 'n Schmirzbart, von dem ich träumen würde, wenn ich ein junges Mädel wär, und drüber ein Paar kahlblaue Ähren und die zierliche Nase der Wakenitze ... Mensch, ich sage dir, du brauchst dich nur 'ne halbe Stunde auf den Gänjemarkt zu stellen, und schon halt du so irgend eine Hamburger Senatorstochter am Bändel!“

Hans Wakenitz fand auf und machte sich etwas an dem Reifekorb zu schaffen, der noch unausgepackt auf zwei Stühlen mitten in der Stube stand.

„Na, nun red' doch ein Wort!“ drängte Jochen.

Hans richtete sich auf, und es war schwer zu sagen, ob die Blutmilch, die sich über sein Gesicht ergossen hatte, von dem Widern über den Koffer herrührte oder von irgend etwas andern.

„Mein lieber Jochen!“, begann er endlich nach einer kleinen Pause, „was du mir da gesagt hast, das haben mir, als ich noch den bunten Rock trug, alle Jahr ein paar von den Kerlen und Weibern gesagt, die da zu einem kommen und behaupten, sie hätten ein halbes Hundert Millionen erbennen auf Lager, und man brauchte bloß zuzugreifen. Erstens ist das ein Unfinn, denn in Berlin und in Hamburg und auch

andersons ist auf dem Heiratsmarkt das Angebot an Adel schon so stark, daß eine Brauersochter mit lumpigen anderthalb Millionen sich ne Krone mit neun Zaden kaufen kann, und zweitens: Ich will nicht und ich kann nicht! Denn wenn dir etwas äußerlich fehlt zum Heiraten — mir fehlt's innerlich!“

„Sag mal, Hans, spukt die Geschichte noch immer bei dir herum?“

„Was für eine Geschichte?“ fragte Hans Wakenitz hastig, und von neuem ergoß sich eine Blutwelle über sein Gesicht.

„Na, tu nur nicht so, als ob wir hier im Hinterwalde leben!“ meinte Jochen etwas pikiert. „NB und zu kommt doch mal einer von uns nach Berlin, und wenn man dann seine Leute aussucht bei Siechen oder im Fischort, dann hört man auch so manderliche.“

„Na hör mal, nimm es mir nicht übel, du hast dich wie ein Primaner. Argend so ein Tagelöhner hat doch in seiner Lebenszeit jeder von uns gehabt. Und wenn man da gleich sein übriges gutes Leben in Gad und Nische trauern wollte, weil man einmal aus Uebermut so ein Kränlein Nähr-mich-nicht-an geknickt hat ... weißt du, das ist zum Weinen!“ Und Jochen lachte, daß seine mächtigen Schultern nur so schütterten und er sich auf den nächsten Stuhl niederlassen mußte.

Hans Wakenitz zog die eine Spitze seines langen blonden Schnurrbartes zwischen die Zähne und schaute einen Augenblick lang forschend in das gerötete gutmütige Gesicht seines Freundes, als ob er fragen wollte: Kann ich dir etwas anvertrauen, von dem außer uns beiden kein Mensch ein Siebenswort wissen darf?

Jochen hatte sich mittlerweile beruhigt. Er trat zu Hans hinüber und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Ich verteil' wirklich nicht, worauf du anspielst.“

„Na die Kleine ... ich weiß wirklich nicht mehr, wie sie hier, die du für die Bühne hast ausbilden lassen und die nachher ins Wasser sprang, weil sie sich eingebildet hatte, du würdest sie heiraten ...“

Hans atmete erleichtert auf.

„Na ja, so etwas geht einem doch nach!“, meinte er leise. „Sie wurde ja herausgezogen und außer 'nem tüchtigen Schuppen hatte das kalte Bad weiter keine üblen Folgen, mir hat die ganze Geschichte aber doch einen gehörigen Stoß gegeben, und es schickte nicht viel, dann hätte ich eine große Dummheit begangen.“

„Hättest sie am Ende doch geheiratet?“

„Ich war nicht daran, bis ich eines schönen Tages merkte, daß alles nur Komödie war von Anfang bis zu Ende, von der tiefen und leichten Liebe an, bis zu dem Sprung ins Wasser.“

„Na und weiter?“

„Weiter war nichts. Ich schrieb ihr einen Brief: Lieber Schatz, es freut mich, daß der dramatische Untergang, den ich dir habe ertönen lassen, bei dir auf einen so fruchtbaren Boden gefallen ist, wünsche ich dir unter Beifügung von ein paar blanken Zeilen das Allerbeste für ihre fernere Karriere — und die Geschichte ist zu Ende.“

Ueber Jochens rotes Gesicht flog ein Schatten von Mißtrauen. Er kniff das linke Auge wie beim Zielen zusammen und schaute den Freund prüfend an.

„Hm ... zu Ende. Und wo ist sie jetzt?“

Hans Wakenitz fuhr bei der Frage zusammen, als hätten seine Gedanken ganz wo anders gewellt.

„Wen ... wen meinst du?“

„Nun, die Kleine, von der wir eben sprachen ...“

anhielt ihn, schon nach einem halben Jahre, Mitte Januar 1895, sein Amt niederzulegen. Der eigentliche Grund dieser Demission scheint jedoch die Überzeugung gewesen zu sein, daß der zu Beginn seiner Präsidentschaft beabsichtigte und nach der Zeitschrift verbannte Hauptmann Dreyfus unerschütterlich verurteilt worden war. Gaminier-Berier zog sich jedenfalls völlig von der Politik zurück und vermachte es bis zu seinem Tode, den wahren Grund seines Rücktritts darzulegen, obgleich er bei seiner Demission einen solchen Schritt für eine spätere, geeignete Zeit in Aussicht gestellt hatte. Als naiver Verworbener und Teilhaber der berühmten Selbstfirma Beude Gilquot in Reims verbrachte er den Rest seines Lebens sorglos und zurückgezogen als Privatmann.

Am 17. Januar 1895 wurde Felix Faure zum Präsidenten der Republik gewählt. Faure, ein Kaufmannssohn aus Le Havre war persönlich eitel, ja gedenksüchtig und erschöpfte sich in einer überhöhten, hohen Repräsentation. Er gab viel Geld aus und nahm mehr und mehr in seiner Aufgebüheltheit die Illusion eines regierenden Fürsten an. Als Faure in Erwiderung eines Besuchs des Barons im Jahre 1897 zu Peterhof mit förmlichen Ehren empfangen und geleitet wurde, als er Nikolaus II. gar in höchst eigener Person umarmen durfte, kannte sein Dünkel kaum noch Grenzen. Sein ständiger Tod am 16. Februar 1899 war, wie so vieles in seiner Amtsführung, ein Schandtag; denn der Präsident der Republik starb in den Armen seiner ebenso schönen wie berühmtesten Marguerite Steinheil, die später in einem Mordprozeß noch eine unermessliche Rolle spielen sollte.

Emile Loubet, eine politische Mittelmäßigkeits, aber ein redlicher Charakter und entschiedener Republikaner, zog ins Elisee ein, und unter ihm begann die Säuberung des Meeres und der Regierungskämmer von den feickat-nationalistischen Elementen, die offen und verdeckt den Bestand der Republik bedrohten. Auch er, obwohl von ganz kleiner Herkunft — seine hochbetagte Mutter, eine einfache südfranzösische Bauersfrau, starb erst während seiner Präsidentschaft — wirkte er würdig zu repräsentieren; aber er war in seiner begabenen Art das Gegenstück seines eiteln Vorgängers. Noch weit bescheldener als er trat Herr Armand Fallières auf, der im Jahre 1896 an die erste Stelle in der Republik trat. Seine Amtsführung erinnerte ein wenig an die Grevys, jedoch was seine Sparpolitik und den bürgerlichen Charakter seiner Lebensweise anbelangt. Wie Herr Poincaré und seine elegante Gattin betonten wieder mehr den das Staatssovereignat umgebenden Glanz und seine Würde. Poincaré hat jedenfalls sein Ziel erreicht, das von Anfang an dahin ging, seinen Handel die Bewandnis zu verschaffen, notwendig er ist in den für Frankreich unglücklichen Umständen des Krieges nicht gerade heroisch benommen hat. Er hielt anfangs zwar bislangemäßig, festgestrukturiert Neben, aber er war der erste, der nach Verdauung sich, als sich die deutschen Truppen Paris näherten. Raymond Poincaré, ein Better des im Jahre 1912 verstorbenen Henri Poincaré, eines der berühmtesten Mathematiker der Neuzeit, ist ebenfalls einer der klügsten Staatsmänner, die in diesen Unheilsjahren die Geschicke Europas geleitet haben, und er bewies das, indem er sich im weiteren Verlauf des Krieges persönlich nicht nur so viel wie möglich im Hintergrunde hielt, sondern auch, als Frankreich schon nahe daran war, am Siege zu verzweifeln, seinem erbitterten Feind Clemenceau zum Ministerpräsidenten machte, weil er ihn für den einzigen Mann hielt, der sein Land noch zum Siege führen konnte. Seine politische Rolle ist auch noch nicht, wie die der betagten Herren Loubet und Fallières, ausgeblüht, und so wird Präsident Poincaré das erste Staatssovereignat der dritten Republik sein, das nach dem Ablauf seiner Amtsperiode wieder zur aktiven Politik zurückkehrt.

## Sunte Zeitung.

Hans der Sieger! Man hält es für selbstverständlich, daß „Figaro“ ein spanischer Name ist, umso eher, als er in den Theaterkünden, die ihn unerschütterlich gemacht, ein echter und echter Spanier ist. Der illustrierte Barbier von Sevilla und Diener des Grafen Almarosa hat in Wahrheit aber seinen Namen den Augustin, genannt Figari entlehnt, der im Jahre 1712 in Genoa lebte. Er war ein berühmter Mathematiker, der sich als Meister der Uhrmacherei betätigte und auf Grund dieser Kenntnisse einige sehr beachtenswerte nautische Apparate erfunden hat. Auf Beaumarchais, der sich für alle die Uhrmacherei betreffenden Dinge lebhaft interessier-

te, hatten diese Erfindungen solchen Eindruck gemacht, daß sich seinem Gedächtnis der Name des auf dem Gebiete der Mechanik weitberühmten Pairsers fest einprägte. Und so kann es nicht wundernehmen, daß er seinen Namen unter Veränderung des Schlußvokals auf der Bühne verewigte. Von Beaumarchais übernahm ihn denn Lara, der farschlichste aller spanischen Schriftsteller, und ward Figaro den Ruf des gefürchtetsten Artiliers Kostülers; aber trotzdem ist und bleibt der Name italienischen Ursprungs.

Eingeweihte Bergte. Dem Volksglauben nach existieren an verschiedenen Punkten der Erde Götter, die bei bestimmter Gelegenheit präzis musikalische Töne erklingen lassen. Daß es sich dabei nicht um Fabeln handelt, hat bereits Darwin nachgewiesen. Er berichtet von einem in Chile gelegenen, von den Eingebornen Bramador genannten Berge, der alljährlich wochenlang einen Ton hervorbrachte, der auf weite Entfernung hin hörbar war und dessen Ursprung niemand zu ergründen vermochte. Er bestand aus zwei wohl zu unterscheidenden Tönen der Tonleiter. Eine solche rätselhafte Tonquelle findet sich auch in der Mitte des Pyramidenlandes in Nevada. Man hört hier einen Klang, der dem Geräusche einer großen Zahl von silbernen Glöden gleicht, und der vom Winde erzeugt werden soll, der, wenn er mit gewaltiger Kraft dahinstreift, den Sand als Blasehaag zur Hervorbringung der seltsamen Musik benutzt. Jeweils ist dieses Glödengeräusch Stundenlang zu hören, das in einer Reihe sonorer, dem Orgelklang gleichender Töne ausklingt. Auch das Loob-Hor in China weist das Phänomen des „singenden Sandes“ auf, das weiterhin auch in Schottland, auf der Eigg-Insel, beobachtet wird.

Der Ursprung des Wortes „Restaurant“. Die Ehre, den französischen Gastären den Namen, der sich selber die Welt eroberte, gegeben zu haben, gebührt dem Koch Boulangier, der am Ende des 18. Jahrhunderts auf den Einfall kam, der Einfachheit wegen, Bouillon, Eier, Gelellig und andere Schöpfeln auf kleinen Marmorplatten ohne Benutzung des üblichen Tischluches zu servieren. Das war an sich schon eine aufsehenerregende Neuerung, aber noch gewaltigerer Aufsehen erregte das Schicks, daß der erfinderische Gastard an seinem Laden angebracht hatte und in seiner Umschreibung das Wort schickte: „Vafel die Rindlein zu mir kommen“ an die Passanten die lateinische Einladung richtete: „Venite ad me omnes qui stomacho laborant in ei ego restaurabo vos.“ Die origine'le Inschrift übte denn auch die erhoffte Zugkraft. Ganz Paris strömte herbei, um sich von Boulangier den Magen relaxieren zu lassen und der Name Restaurant wurde fortan der Sammelbegriff für alle derartigen Wirtschaftsbetriebe. f.

Die Fortgewinnung in den Niederlanden hat auf einer Hochmoortfläche von 90 000 Hektar gegen die Felderzeitung um etwa 50 Prozent zugenommen. Am reichsten ist nach der „Zeitschrift für praktische Geologie“ die Provinz Drantche an Torfgruben. Ansgelamt erzeugt man jetzt in Holland ungefähr zweieinhalb Milliarden Stück Torf, die einem Fünftelwert von über einer halben Million Tonnen Steinkohle gleichkommen. Dadurch werden ungefähr fünf Prozent des Gesamtbedarfs an Brennmaterial gedeckt.

## Literatur.

Der Verlags-Berlag in Leipzig bringt als Nr. 6068/69: Karl Marx, Lebenszeit und Kapital. Ausgewählt und eingeleitet von Ernst Drach. (Bücher für fortschrittliche Bildung herausgegeben von Dr. R. Schmidt, Prof. des Staatsrechts an der Universität Leipzig.) 128 S.

„Der Winter“, die wohlbekannte, bereits im XIII. Jahrgang erschienene illustrierte Zeitschrift für den Winterport, das amtliche Blatt der großen deutschen und österreichischen Winterportvereine, erscheint nun wieder (im Verlagsort München 49) in neuer schöner Ausstattung, reich und vornehmlich von Rühmtern illustriert, auch mit gutem Kunstblattmaterial. Das vorliegende erste Heft überträgt durch eine Fülle origineller Beiträge, von welchen wie im besonderen eine phantastische Sporterzählung des Schriftleiters Carl S. Luther hervorzuheben. Der neuen geschmackvollen Ausstattung muß „Der Winter“ von jedem Winterportmann, der sich über seinen Sport auf dem laufenden halten will, gelesen werden.

Zu beziehen durch die Goethe-Buchhandlung Halle a. S., G. Weichert & Co. Fernruf 4025.

„Ach so, ja... Das weiß ich nicht. Wollt wohl irgendwas in der Provinz Gedenksprüche für ihn.“  
„Du weißt wirklich nicht, wo er ist?“  
„Aber nein, ich sag's dir doch!“  
„Jochen stand auf — es dauerte eine ganze Weile, bis er seine überlangen und stark in Ertelma ein aus dem niedrigen Lehnsessel in die Höhe brachte — und trat dicht vor Hans hin.  
„Jetzt werd' ich dir mal was sagen, mein Junghen, und zwar etwas Physiologisches: Du läßt mich an! ... Pflü, Down, und nicht aufbegehren... Der dicke Jochen ist nicht so dumm, als er aussieht. Wenn man ein Mädel, sei es nun eine aus unsern Kreisen oder so eine von der Sorte, die da ins Wasser springt, also wenn man ein Mädel so lieb gewonnen hat, daß beim Auseinandergehen eine Stelle da innen die bi, die weh tut, wu man nicht von weltem dran riecht, dann, mein Junghen, dann weiß man auch ganz genau, wo diese Person geblieben ist, und verfolgt ihre Schicksale mit den Augen, so weit, wie man nur sehen kann! ... So und nun red' du, ich hab' heute überhaupt schon so viel gesprochen, wie sonst nicht in vierzehn Tagen.“  
„Jochen, sei mir nicht böse — aber ich kann nicht!“ Hans Watenig schlang seine Arme um den Nacken des Fremden, und er mühte dabei, trotz seiner eigenen klaffenden Lunge, ein ganz geistliches Stillsitzen in die Höhe lang.  
„Stich, Jochen, ich hab' keinen Freund außer dir. Seit meine Eltern uns damals zummenten, um uns der Billigkeit halber von einem Schulleiter unterrichten zu lassen, und wir unschuldig einen Monat bei uns und den andern bei euch haften, seit dieser Zeit bist du mir wie ein älterer Bruder. Ich hab' dich manchmal schief behandelt und dich groß vernachlässigt, wie man's ja immer mit den Leuten tut, die einem sehr lieb; wenn aber mal in meinem Leben, etwas Wichtiges passierte, bin ich immer zu dir gekommen und hab' dich gebeten: Jochen, rat mir und hilf mir!“  
„Um Jochens Schnurrbart zude, es ist jählich zu dem Fremden hinunter und legte ihm die Hand auf den Kopf.  
„Nun, und weshalb kommst du jetzt nicht auch wieder zu mir?“  
„Weil ich's nicht kann und nicht darf!“  
„Ist es nur eine Dummheit, oder?“  
„Hans Watenig ließ die Arme sinken und wandte sich ab, so doch sein Gesicht in den Schatten kam.“  
„Weides. Eine Dummheit und eine Schleichigkeit. Oder auch bloß das letztere — wie man's nehmen will.“  
„Ist sie verheiratet?“ Die Frage lang beinahe drohend.  
„Hans nickte nur mit dem Kopfe.“  
„Dann kann ich dir nicht helfen... Lar's auch nicht, und wenn du auf den Knien vor mir herumrutschen würdest!“  
Jochens Gesicht hatte jählings einen finstern und inermühten Ausdruck angenommen; er ließ sich schwer in den Sessel sinken, laute an seiner ausgegangenen Zigarre, und es er fand eine lange, schwache Pause.  
„Hans Watenig's hat's sich mit dem Rücken gegen den Gedenkstein gelehnt und starrte in die langen Schwaden von Zigarettenrauch, die um die trübe brennende Lampe zogen. Er wußte, daß die letzten Augenblicke zwischen ihm und dem Fremden eine Scheidewand aufgerichtet hatten, und er hätte viel darum gegeben, wenn er das letzte „Ja“ hätte ungefragt machen können. Jochens schroffe Ansichten in die'm Punkte waren ihm bekannt, aber was konnte er dafür, daß das Gespräch diese Wendung genommen hatte? Und auf eine ernsthafteste Frage von Mann zu Mann mit einer Lage zu antworten, das hätte er nicht über sich gewonnen, selbst auf die Gefahr hin, sich durch die Wahrheit den Freund im innersten Herzen zu entfremden.  
Wie Jochen zu dieser schroffen Ansicht gekommen war, darüber hatte er mit ihm sich leicht erklärenden Gründen niemals gesprochen; etwas hatte er aber doch erfahren, obwohl er damals, als die traurige Geschichte passierte, fast noch ein Knabe war. Der alte Guntramshäuser, Jochens Vater, so wurde damals erzählt, war eines Tages von der Fahrt zu einer Treibjagd in der Nachbarschaft, die ihn sonst immer den ganzen Tag und zum Teil auch die folgende Nacht von Hause fernhielt, plötzlich und unerwartet zurückgekommen, kaum daß er den Hof eine halbe Stunde verlassen hatte. Es war ihm etwas am Raagen passiert, eine Wunde getroffen

aber so etwas Nechaltiges. Das Wahrscheinliche war wohl, daß er endlich Veracht geüßigt hatte und den Verleß seiner Frau mit einem Niglungsaffekt, der bei ihm „Lando w'r'schaft studierte.“ zu bezugwöhnen begann. Die Nachbarschaft und das Hofgeinde standstillierten sich schon längst darüber, aber die alte Geschichte bleibt immer die selbe; denn's am meisten angeht, kommt stets am allerletzten das hinter.  
(Fortsetzung folgt.)  
**Fräulein Grifius.**  
Von St. Adolf.  
(Nachdruck verboten.)  
„Haben Sie schon einmal einen Verbrecher entlassen lassen. Herr Witter?“ fragte die Hausfrau.  
„Sie überhöhen mich, meine Gnadige.“ gab der Detektiv lachend zur Antwort. „Dies Malheur ist mir zu meinem Leidwesen schon wiederholt passiert, wenn ich auch zugeben muß, daß die Zahl der entlassenen Verbrecher in meiner Tätigkeit größer ist als die der entlassenen.“  
„Aber nein, so meinte ich es auch nicht. Ob Sie jemals, dessen Beteiligung an einem Verbrechen Sie feststellen, trotzdem nicht zur Verantwortung ziehen, das wollte ich fragen. Es kann doch Mitleid geben, wo das menschliche Mitleid.“  
„Mitleid darf ein Kriminalist nicht kennen, sondern nur das Gesetz. Und trotzdem, es gibt Fälle —“  
„Ersählen, erzählen.“ schloß es von allen Seiten.  
„Ja, ja, ich ersähle schon. Lassen Sie mich nur meine Gedanken sammeln. Wie lange ich an? Nun ganz einfach und prosaisch mit der Diebstahlsangelegenheit, welche Professor Schulze — natürlich habe ich mir erlaubt, die Namen zu ändern — eines Tages bei der Polizei erkrankte. Ich wurde hingeschickt, den Tatbestand zu erheben, der immerhin nicht ganz alltäglich war. Eines Abends, in Abwesenheit des Professors, waren Diebe, offenbar mittels Nachschlüssel, in seine Wohnung eingedrungen. Er war Junggeizelle und lebte allein, nur tagsüber war eine Bedienerin da. Die Verbrecher hatten den Schreibtisch geöffnet, ohne Gewalt, denn er war unverschlossen, und daraus — jetzt kommt das Sonderbare — nicht etwa Geld und Geldeswert entwendet, sondern ein Manuskript, welches der Professor jenseitig gefesselt hatte. Es handelte sich, wenn ich mich recht erinnere, um irgendwelche Berechnungen von Planetenbahnen — Schulze war Astronom — welche der Professor als epochal und bahnbrechend betrachtete. Er war besorglich über die Sicherheit dieser Bücher, daß ihm die Arbeit von Monaten geraubt worden war, umsonst, als er nach Kolondung die meisten Grundlagen vermisst habe und jetzt nicht mehr erziehen könne.  
Mir war von allem Anfang an klar, daß es sich um kein eigentliches Verbrechen im gewöhnlichen Sinne handelte. Entweder wollte jemand dem Professor einen Streich spielen, oder es handelte sich um einen Gewaltakt eines Jagdengeistes. Bei Wissenschaftlern und Sammlern findet man es gar nicht so selten, daß ihnen Verur oder Liebesleid ebenso zur Leidenschaft wird, wie dem Verbrecher die Eucht nach Gold, wie dem Beschämten die Ehrezeit. Eine jede Leidenschaft aber kann zur Quelle des Verbrechens werden.  
In dieser Richtung beschloß ich, weiter zu forschen. Professor Schulze, so sehr der Verlust des Manuskripts ihm auch aufreize, zeigte sich auf meine diesbezüglichen Fragen sehr zurückhaltend. Er behauptete, auf keinen Menschen Veracht zu haben, er habe keinen Grund, dem er einen solchen Vossheitsakt zutraue, auch habe kein Mensch von seiner Arbeit gekostet. Erst am letzten Abend, in der Stunde des Vollbringens, habe er mehreren Kollegen davon erzählt, auf einem Ball beim Rektor. Aber keiner der Betreffenden sei Astronom, keiner habe ein Interesse daran, ihm einen solchen Streich zu spielen.  
Die Untersuchung des Tatortes ergab nur einen Anhaltspunkt und der war rätselhaft genug; die Wohnungstür war offenbar mit dem Originalschlüssel geöffnet worden oder mit einem genau passenden Duplikat. Da ein solches nach des Professors Angaben nicht existierte, gab es nur den einen Schluß, daß ihm während des Balltes der Schlüssel gestohlen worden war. Er gab auch an, den Schlüssel der Tasse des Oberwirts gestohlen zu haben, den er natürlich in der Garderobe abgehoben hatte. Ich reichte mich hinter die Garderobentür und erfuhr, daß während des Balltes ein einziger Gast das Haus verlassen habe: Fräulein Grifius.

Das war die Tochter des Rektors. Sie hatte die Garderobentür geöffnet, daß sie ihre Handtasche zu Hause vergessen habe, was aber eine Ausrede war, denn die Frau erinnerte sich, daß Fräulein Grifius Handtasche getragen habe. Auf mein Verlangen gab sie auch zu, das Fräulein in der Garderobe allein gelassen zu haben, um einen WAGEN zu holen. Es war mir ein Verdacht, den Richter ausfindig zu machen und so hören, daß er nahe dem Schulze'schen Hause gehindert hatte.  
Die Karte war geschlossen. Ein unbestimmtes Gefühl hielt mich zurück, das Gefühl meiner Nachforschungen ohne weiteres der Polizei oder dem Professor anzuerkennen. Ich wollte erst mit dem jungen Menschen sprechen, um die Beweggründe ihres Handelns zu erfahren.  
Ich traf sie allein. Als ich eintrat, stand sie am Fenster, meine Karte in der Hand, die ich vorher hineingeschickt hatte. Langsam wandte sie sich zu mir um.  
„Kommen Sie, um mich zu verhaften.“  
Ihre Worte beschäftigten meinen Veracht, trotzdem mochte ich mich nicht verirren. Ich komme, um zu erfahren, warum Sie Herrn Professor Schulze das Manuskript — Ich suchte nach einem passenden Wort.  
„Gestehen Sie, vollende ich sie ruhig. „Bitte, generieren Sie sich nicht. In Ihren Augen ist es wohl ja ein Diebstahl. Aber Sie sollen die Gründe erfahren. Schulze selber ist ein Dieb. Vor einigen Monaten gab ich ihm nichtsahnend einen Brief meines Verlobten zu lesen, in welchem dieser die Arbeit mitteilte über eine bezonnene wissenschaftliche Arbeit.“  
„Ihres Verlobten?“ fragte ich.  
„Er ist der frühere Wirt Professor Schulze, jetzt ein in der Garnierstraße zu G. Die Arbeit sollte ihm dazu dienen, die Drogenur zu erörtern, und ein Selb zu schaffen. Schulze hat die Idee geäußert. Gestern pflanzte er. Ich hörte es zufällig, ging hin, und nahm seine Arbeit an mich. Ich glaube, er werde herkommen, mich zur Redenshaft zu ziehen, denn ich hab' meine Klienten an Stelle des Manuskripts zurück. Davon hat er wohl nichts gesagt.“  
„Und was werden Sie jetzt tun?“ fragte ich.  
„Die Arbeit behalten, bis die meines Verlobten erschienen ist. Keine Gewalt, auch nicht die der Polizei, wird sie früher zurücklassen.“  
Ich nahm den Hut und ging. Das war das Einzige, was ich insulogieren einen Verbrecher half. Aber ich bereue es nicht.“

**Von Thiers bis Poinaré.**  
Die Präsidenten der dritten Republik.  
Wieder einmal ist die siebenjährige Amtsdauer des Präsidenten der französischen Republik abgelaufen, und ein neuer Mann ist als ihr Präsident Thiers zu bestehen, das seit dem Jahre 1871 den Wohnsitz des französischen Staatsoberhauptes bildet. Es waren Männer recht verschiedener Formals und Charakters, die während des letzten haben Jahrtausends das schone Palais bewohnt haben, in dem berechtigt Madame de Pompadour ungleich größere Macht ausübte, als sie dem Präsidenten der Republik von der Verfassung zugestanden ist. Nur Adolphe Thiers, der erste Präsident, verließ überhaupt über tatsächliche Macht; er war bereits vor dem Ende des deutsch-französischen Krieges zum Chef der Exekutivgewalt ernannt worden, und er wurde am 31. August 1871 als „Präsident der Republik“ in seinen Rollnachten auf drei Jahre befristet. Denn die französische Verfassung, die die Amtsdauer des Präsidenten auf sieben Jahre bemitt, wurde erst im Jahre 1875 geschaffen.  
Thiers war, als er an die Spitze des Staatsoberhauptes berufen wurde, bereits 74 Jahre alt. Er war Südtiroler und stammte aus Marcellle, war in seiner Jugend Advokat ausgeübt, sondern war schließlich nach Paris gekommen und hatte schon bald nach der Restauration eine politische Rolle zu spielen begonnen. Daneben war er einer der bedeutendsten Geschichtsschreiber des modernen Frankreichs; seine zehnbandige „Geschichte der französischen Revolution“, die er bereits im Jahre 1827 veröffentlicht hatte, ist ein monumentales, freilich auch ziemlich langweiliges Werk. Berühmt war er ein kleiner Herr von bescheidenem Ansehen und mit Manieren, die niemals seinen provinziellen Ursprung verleugneten. Er blieb, auch als Präsident der Republik, in seiner Lebensweise beibehalten, verzehrte nur seine freilich bedeutenden Renten und erparte das Präsidentengehalt bis zum letzten Centime.  
Sein Nachfolger wurde der Marschall Mac-Mahon, der

die Präsidentenamt mit äußerem Glanz zu umgeben wußte. Er gab mit den Muren eines Einesmalines das Gemälde mit vollen Händen aus, mehr, als er von der Republik bezug, und aus eigenen Mitteln besah, jedoch er schließlich genügend war, um sich über Wasser zu halten, ein ihm gebührendes Haus in Paris mit hohen Hypotheken zu besetzen. Persönlich blieb Mac-Mahon auch als Präsident in erster Linie Soldat, der stets von einem zahlreichen militärischen Gefolge umgeben war. Auch seine Gattin hatte würdig zu repräsentieren verstanden und pompöse Feste veranstaltet, bei denen der vorzüglichste Adel die elegante Staffage bildete. Das wurde anders, als zu Beginn des Jahres 1879 Jules Greys ins Elise einzog. Madame Greys war eine ideale französische Hausfrau; noch sparsamer war ihr Gatte, der ein trockener Bureaucrat, bei dem alles wie am Schnur gehen mußte, während seiner Präsidentenamt nur das Ziel zu verfolgen schien, möglichst viel von seinem Kraft beutegehalt auf die beste Karte zu setzen. Die Greys behaupteten sogar, Papa Greys, der Präsidentenamt seit von Greys nicht zu unterscheiden; er lebte sehr einfach, er genoss, um Jahr für Jahr auf dem Boulevard Malesherbes als in einem Viertel von Paris, wo die Grundstücke nicht billig sind, ein Haus kaufen zu können. Greys' Gemahlin die Franzosen mit ihm nicht zufriedener; denn Sparsamkeit ist eine Tugend, für die sie seit jeder Verfassungskonferenz. So war Jules Greys denn auch der einzige Präsident der Republik, der nach dem Ablauf seiner siebenjährigen Amts-dauer wiedergewählt wurde. Freilich sollte er sich seiner Würde nicht mehr allzu lange erfreuen. Dieser gute Romanbauer wurde durch böse Verleumdungen eines seiner nächsten Angehörigen unmöglich gemacht und gestürzt. Sein Schwiegersohn Wilson, der langjährige Vorsitzende der Subjekt-Kommission in der Deputiertenkammer, hatte einen ebenfalls schwinghaften wie schamlosen Handel nicht nur mit den begehrten Wänden und Kreuzen der Ehrenlegion, sondern auch mit Membranen, Konfessionen und Staatsbesprechungen und wurde, als der Skandal offenbar wurde, von der Kammer den Gerichten ausgeliefert. Greys mußte befristeteren und ihm folgte am 3. Dezember 1887 Sadi Carnot. Umstrukt von dem Glanz der Präsidentschaft, der in den Tagen der großen Revolution unter seinem Namen verlebte, war er zu einem Symbol strenger Rechtschaffenheit geworden, weil, daß er von Anfang an das Vertrauen des Landes. Er gab der Präsidentenwürde neuen Glanz; er war in seinen Gesplogheiten Greys' vollkommenes Aiderpart, und wie derselbe unter Mac-Mahon, begannen im Elise Jahre vorschwendlichen Glanzes und rauschender Feste. Von dem 1 200 000 Francs betragenden Gehalt des Präsidenten behielt er nicht nur nichts übrig, sondern er verzehrte auch noch einen beträchtlichen Teil seines eigenen Vermögens. Madame Carnot wußte mit der Grazie und der Eleganz einer Dame der großen Welt an jeder Seite die Konzepte zu machen; freilich prägte sie auch das Wort: „Das Elise ist ein Palais, in dem man sich langweilt, und in dem man sich ruinert.“ woraus hervorgeht, daß sie in dem reichlich seinen Jeremias, wie es im Elisepalast Brand, ist, seine innerliche Verdringung gefunden hat. Carnot reist auch viel; er liebte es, Festlichkeiten zu präsidieren, und in der Erfüllung dieser Pflichten war er unermüdet. Man erzählt von ihm, daß er nicht mehr als fünf Minuten brauchte, um sich in den Brand zu werfen, eine Fertigkeit, die für den Präsidenten der französischen Republik, dessen Hauptaufgabe die Repräsentation bildet, jedenfalls sehr wertvoll war.  
Seine Freude an Reisen und gesellschaftlichen wurde Carnot zum Verhängnis. Als er zur Eröffnung einer Kolonialausstellung in Lyon wollte, wurde er, am Abend des 24. Juni 1894, von dem Dolch des italienischen Anarchisten Ga'erio tödlich getroffen. Seine Leiche wurde im Sarkophag beigesetzt, neben den Leberresten seines berühmten Großvaters, der zu Magdeburg im Exil gestorben, und dessen Gedächtnis im Jahre 1893 ebenfalls nach Paris überführt worden waren. Jean Galimier-Bevier, ein Schriftsteller, konservativ gerichteter Politiker, wurde sein Nachfolger. Er war zwar ein überzeugter Republikaner, lehnte aber jedes Zusammengehen mit den mehr und mehr erkundenden Radikalen ab und neigte zu den kirchlichen Elementen hin, die während des folgenden Kaiserthums, in der Freigebild-Welt, eine für die innere Ruhe Frankreichs zu verhängnisvolle Rolle gespielt haben. Galimier-Bevier selbst allerdings war ein rechtsliberal, unabhätziger Charakter; das zu seiner Zeit mehr als je blühende Zutragenspiel der einander bekämpfenden Parteien widersteht ihm an, und die politische Einflußlosigkeit, an der er als Präsident der Republik verurteilt war, ver-